



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Breslau.

Nachträgliche Schilderung des Festes auf dem Fürstenstein. — Die Untersuchungen.

Gegenwärtig sind's die Nachwehen des Fürstensteiner Festes, um die sich fast ausschließlich die öffentliche Unterhaltung dreht. In Deutschland wird uns die Gelegenheit zur Freude nur gegeben; man erlaubt uns, die Geburtstage hoher Personen zu feiern, die Häuser zu illuminiren, wenn eine Durchlaucht uns besucht u. s. w. Aber Veranlassung zu nehmen, unsere bestaubten Seelen draußen in Gottes freier Natur auszulüften, sich selber zu Ehren die Jubelfahne auszustrecken — das dürfen wir nicht. Man hat zwar nichts dagegen, daß wir mit unseren lieben Nachbarn nach Fürstenstein hinausfahren und uns über die Herrlichkeit der Natur freuen, aber daß wir um Gotteswillen diese Freude nicht laut werden lassen! Sonst geht's uns, wie es dreien Männern unserer Stadt ergangen ist, denen die Polizei die Gewissen revidirt hat. Sie werden von den Haussuchungen gehört haben, welche bei einigen der Redner des Fürstensteiner Festes, bei J. Stein, A. Semrau und E. Müller, stattgefunden haben. Diese Maßregel steht so isolirt da in der Geschichte der preussischen Polizei, wie eine Vogelscheuche auf dem Erbsenfelde; sie ist von so merkwürdigen Umständen begleitet, daß ich mir erlaube, den ganzen Vorgang in gedrängter Weise zu erzählen.

Ich weiß nicht, wer es gewesen, der gleich bei dem Beginne des Frühlings die Idee einer gemeinschaftlichen Spazierfahrt in Anregung brachte. Daß er es in der städtischen Ressource that, ist so natürlich, daß nur diejenigen, denen dieses segensreiche Institut überhaupt ein Dorn im Auge ist, Lamento darüber schreien können. Der Vorschlag fand allgemeinen Anklang. Man sprach über das passendste Ziel eines solchen Ausflugs. Diese wollten nach dem Zobten, jene nach dem Grödißberge und noch andere nach dem Fürstenstein. Es wurde ein Vorstand gewählt, welcher zuvörderst die nöthigen Explorationen anstellen sollte, um dann später die Vorbereitungen zu der Fahrt selbst auf sich zu nehmen. Fürstenstein ging siegreich aus der darauf folgenden Abstimmung hervor.

Die Fahrt fand am 14. Juni unter großem Andrang von Bürgern und Schutzverwandten Breslau's statt. Man zählte an 700 Theilnehmer. Das $\frac{1}{2}$ Meile von Fürstenstein liegende Freiburg hatte sich festlich geschmückt für den Besuch seiner großstädtischen Schwester. Eine hohe Ehrenpforte bietet einen stummen Gruß; der Bürgermeister verdolmetscht ihn in schlichten, herzlichen Worten. Die Freiburger schließen sich dem Zuge an, und nun gehts auf einen kühlen, einsamen Pfad durch den Salzgrund nach der alten Fürstensteiner Burg, woselbst Schweidnitzer, Waldenburger, Reichenbacher bereits eingetroffen sind. Bis hierher ist das Fest ohne Fehl und Makel vor den Augen der Polizei; aber die Kinderjahre sind vorbei, und im Herzen regen sich Wünsche nach verbottenen Früchten. Die Gesellschaft hat sich auf den Turnierplatz begeben und in das weiche Gras gelagert. Von der Tribüne schmettern die Töne zweier Musikchöre herab und fordern zum Gesange auf. Ein ernstes Lied braust voll und mächtig dahin. Es ist zu Ende. „Reden!“ ruft's von allen Seiten, „es muß Jemand eine Rede halten.“ Ein wackelnder Stuhl wird zur Koftra creirt und Herr Siebig, der Stellvertreter des Stadtverordneten-Vorstehers, hinaufgehoben. Herr Siebig ist ein Mann des Volkes, ehlich, bieder, schlicht; seine Rede weich, fast biblisch salbungsvoll. Er bewillkommt die Gäste im Namen der Breslauer. Das versteht sich so sehr von selbst, als ein Gruß an denjenigen, der meine gastfreundliche Schwelle überschreitet. Es wird wiederum gesungen, und wiederum heißt's: „Rede halten“. Da sich hin und wieder die Meinung äußert, daß das Reden mit einer Steuer von 50 Thln. belegt sei, so tritt Herr Semrau auf und sucht diese irrige Meinung zu widerlegen. Volksversammlungen seien verboten und das Reden in denselben. Daß die Gesellschaft auf der Eisenbahn hierher habe fahren können, ohne daß ihr die polizeiliche Prohibition vor die Füße gelegt worden, beweiße, daß sie zu Recht bestehe. Nirgends wäre aber das Reden in einer polizeilich erlaubten Gesellschaft verboten. Die Rede bestand aus kurzen, meist epigrammatisch zugespitzten Sätzen, improvisirt, wie die seines Vorgängers. Nach ihm tritt Herr Schück auf, der zwei, wie er vorausschickt, von der Censur gestrichene Anekdoten vortliest. Herr Oberlehrer Müller zieht ein Manuscript aus der Tasche, welches er der Gesellschaft zum Besten gibt. In populärer Weise wird die Pflicht des Bürgers, sich an den allgemeinen Angelegenheiten zu betheiligen, abgehandelt. Und wenn sich sämtliche Paragraphen der Censur-Instruction untereinander verschwören gegen diese mit dem Panzer der Loyalität umgürteten Sätze, sie fänden nichts Verfängliches.

Jetzt bricht die Caravane auf. Die Schweizerei, ein Thalgrund neben dem neuen Schlosse, nimmt die Gesellschaft auf. Hier wird das Mittagsmahl improvisirt. Jubel über die Mäßen. Wem die liebende Gattin daheim den Schnappsack reichlich besorgt, hält offene Tafel; wer in seiner zum Weinbehälter improvisirten Botanistrottel einen labenden Trunk verborgen hat, ladet den Freund und hin und wieder eine Localautorität zum Mitgenuße ein. Neue Freundschaften werden geschlos-

sen, alte befestigt. Der Bürger kommt sonst mit Seinesgleichen nur in räucherigen Wein- oder Bierstuben zusammen, wo die leidige Convenienz sie an die Stühle kettet, und ihre Unterhaltung aus mannichfachen Gründen genirt ist. Heute sitzen sie zu Hunderten in der frischen, freien Luft, jeder Wirth und Gast zugleich, und jubeln und singen sich den Gram vom Herzen, den ihnen die Noth der Zeit bereitet hat. Es ist zum ersten, leider auch zum letzten Male, denn man bedarf fortan auch zu einem Spaziergange polizeiliche Erlaubniß.

Es ist ein altes Herkommen so, in der Stunde der Freude des fremden Glends zu gedenken. Die Stadt Guttentag war kürzlich fast halb abgebrannt. Es treten einzelne Bürger an Herrn Dr. Stein heran, und bitten ihn, eine Geldsammlung für ihre verunglückten Brüder durch passende Worte einzuleiten. Er entspricht diesem Wunsche in geeigneter Weise. Wenn er dabei ein Wort gesprochen, das gesegwidrig ist, so ist fortan nur Schweigen und Gesegmäßigkeit dasselbe. Sich auf einen Tisch stellen und vor mehreren Hundert Menschen rufen: date obolum — kann doch kaum zu den Verbrechen des Diebstahls der Falschmünzerei und des Hochverraths gehören, Verbrechen, zu deren Constatirung eine polizeiliche Haussuchung und Beschlagnahme der Papiere gesetzlich vorgeschrieben ist!

Hiernach trat Herr Linderer auf, der in humoristischer Weise die verschiedenen politischen Systeme mit den verschiedenen Gurkenforten verglich. Als die faulen Gurken an die Reihe kamen, wandten sich die ehrlichen, sonntäglich glattbarbirten Bürgergesichter in doppelter Aufmerksamkeit dem Redner zu; der politische Instinkt sagte ihnen, daß die Beziehungen concrete Verhältnisse betrafen. Die Breslauer lieben die Malice, trotz ihrer Gemüthlichkeit. Man kann sich davon im Theater überzeugen. Die Todtengräber-Scene im Hamlet erregt jedes Mal einen wahren Beifallssturm, und Franz Wallner, der bekanntlich seine Couplets mit Zeitbeziehungen zu würzen pflegt, sah bei seinem jüngsten Gastspiel nicht die leiseste Anspielung verloren gehen. Die Zeit ist auch hier die beste Lehrmeisterin gewesen. Legen wir den Maßstab der Geschicklichkeit an Linderers Rede, so dünkt uns, daß schon die Art der Behandlung jeden Versuch unbegründet macht.

Ein Unbekannter erschien auf der schwankenden Koftra — hier wie auf dem Turnierplage ein gliedermatter Stuhl — und verkündete der Gesellschaft, daß Dr. Lasker aus Berlin in einem kleineren Kreise so eben glänzende Proben seines Talentes zu improvisiren abgelegt. Herr Dr. Lasker möge mit dieser Gottesgabe nicht kargen und auch inmitten dieser Versammlung zum Herzen sprechen. Bravo! — schallt's aus hundert Kehlen. Der Gerufene erscheint und beginnt, nachdem er sich durch mehrere ihm zugerufene Stichworte den Weg hatte vorzeichnen lassen, in wohlgefügten, glatten Stenzen seine Aufgabe zu lösen. Er spricht von der Noth der Zeit, dem Druck, der Geist, wie Leib beenge, und er spricht es wahr und tief empfunden. Die Schlusstrophe wendet sich an die schüchtern von Weitem lauschenden Landleute, Weber, meist aus der Umgegend, und fordert sie auf, Theil zu nehmen an den Freuden der

Gesellschaft, die keinen Unterschied des Standes noch des Ranges kenne. — So unmittelbar war die Poesie noch niemals unter die ehrlichen Breslauer getreten. Der Enthusiasmus verleitet sie zu der unter solchen Umständen leicht verzeihlichen Uebertreibung, daß sie den Improvisator bekränzen und triumphirend umhertragen.

Unten sind zwei riesige Kessel erschienen; der eine bietet „der Levante duftenden Balsam“, der andere entsendet einen, den ächten Breslauer nicht minder anlockenden Brodem von unzähligen „Würsteln“. Ein Jeglicher befriedigt seines Herzens Gelüste.

Die Trompete mahnt zum Aufbruche. Trallirend zieht die Gesellschaft den schattigen Bergpfad hinauf zum neuen Schloß, wo der große Saal der Restauration im Nu gefüllt ist. Die nicht hinein können, lauschen an den Thüren und Fenstern, was sich jetzt begeben wird. Gesänge wechseln mit Reden. Hier soll Herr Semrau die verbrecherische Rede gehalten haben, worin er nachwies, wie nothwendig ein bewußtes Zusammenhalten des Volkes sei, weil darin seine Stärke und seine Freiheit liege. Er soll die Geschichte zum Zeugniss aufgerufen haben für die Unwiderstehlichkeit eines klar und bestimmt ausgesprochenen Volkswillens u. s. w. Hier soll Herr Siebig unter Billigung der vorhergesprochenen Worte an die bevorstehende Wahl der Stadtverordneten als an einen Act erinnert haben, an welchem die Breslauer Bürger ihren Willen, sich an den öffentlichen Interessen zu betheiligen, beweisen könnten. Aber mehr Anstoß noch als diese übrigens bis jetzt noch unbekanntem Worte hat der Toast erregt, welchen der vorlezt genannte Redner auf dem Marktplatz zu Freiburg ausgebracht.

Die Session im Saale war beendet. Es war Zeit, daß sich die Gesellschaft zur Disposition der schnaubenden Locomotiven stellte. In einzelnen lustigen Gruppen wanderte sie dem gastfreundlichen Freiburg zu. Vor des Bürgermeisters Wohnung war der Sammelplatz. Ein dreimaliges Hoch nach einigen einfachen von Herrn Siebig gesprochenen Worten gab dem bescheidenen Consul den Beweis, wie sehr man sich durch die Aufmerksamkeit geschmeichelt gefühlt habe. Ganz Freiburg war auf den Beinen und zog mit den Gästen zum Bahnhofe, wo letztere mit Böllerschüssen und Hurrahrufen entlassen wurden.

Hier haben Sie den ganz treuen Bericht über ein Fest, welches Breslauer Bürger feierten. Sie sehen daraus vielleicht, wie sehr sich seit einigen Jahren Volksvergnügungen geändert, schwerlich jedoch, daß diese Aenderung Staatsgefährliches mit sich bringt. Anders glaubte unsere Polizei.

Raum hatten die Theilnehmer das Fest noch einmal in ihrer Erinnerung durchgekostet, so erschien bei den drei nicht angeessenen Rednern die Polizei, um ihnen die Manuscripte der gehaltenen Reden abzufordern. Zwei von ihnen erklärten, daß sie extemporisirt hätten, der Dritte gab an, wer den Entwurf besitze. Hierauf Durchsuchung der Papiere. Naive Leute würden nun wiederum glauben zu dem Zwecke, die verläugneten Redeentwürfe in die Hände zu bekommen. Nein, die Redner hat-

ten ihr ganzes bisheriges Leben und Treiben durch ihr Auftreten verdächtigt, folglich mußte Alles mit fortgenommen werden, was irgend wie einen Blick in die innere Seele derselben gestattete: Tagebücher aus der Studentenzeit, vertrauliche Briefe von Freunden, Blättchen mit momentanen Gedanken und Einfällen bekrigelt, u. s. w. Was diese mit Beschlag belegten Papiere für die betreffenden und eine Reihe anderer Personen für unangenehme Folgen, bestehend in Verhören, Verhaftungen und tausenderlei Verationen, gehabt, darüber berichte ich Ihnen später. Für jetzt nur so viel, daß diese Haussuchungen zur Constatirung der Anklagepunkte auch nicht das Geringste geliefert. Man sucht sich jetzt auf die Weise in Besitz des Klagematerials zu setzen, daß man fortwährend Personen, welche das Fest mitgemacht, verhört. Es scheint aber, daß auch dieser Ausweg nicht zum Ziele führen wolle.

II.

Der Krawall in Cöln.

Die tumultuarischen Auftritte in Cöln am Rhein machen um so mehr von sich reden, weil sie in ihren Ursachen die größte Aehnlichkeit mit der dreitägigen Emeute gemein haben, welche 1835 am 3. 4. und 5. August in Berlin stattfand. Friedrich Wilhelm III. war zu Anfang der dreißiger Jahre (1830 wenn wir nicht irren) von einer schmerzlichen Krankheit genesen, und das Volk hatte damals, um seine Freude zu beihätigen, am Geburtstage des Königs (d. 3. Aug.) auf den Straßen der Residenz, namentlich aber im Thiergarten geschossen und gefeuert, was, obwohl es gegen das Polizeigesetz, stillschweigend, der besonderen Veranlassung wegen, gestattet wurde; da es sich aber in jedem Jahre, an dem betreffenden Tage wiederholte, und zwar in einem stärkeren und zügellosen Maße, so daß Kleidungsstücke beschädigt und Pferde wild gemacht wurden, beschloß die Polizei 1835 dem Unfug zu steuern. Es wurde nun der bezügliche Gesetzesparagraph: „Daß es nicht erlaubt auf öffentlichen Straßen, Plätzen, aus den Häusern u. c., zu schießen und zu feuern,“ ohne specielle Bezugnahme auf den besondern Tag und Fall) vor dem 3. Aug. in die Berliner Zeitungen (mit Petitschrift) abgedruckt. Weder in Berlin, noch in einer andern preuß. Stadt dürfte man jedoch schwerlich einen Einwohner finden, der jenes Verbot nicht kennt, und so hätte man vielleicht besser gethan, ganz speciell, durch in die Augen fallende Maueranschläge dem Publicum der Residenz zu insinuiren, daß fernerhin auch das Schießen und Feuerwerken am Geburtstage des Königs nicht mehr gestattet sei. So zogen denn die blitz- und knalllustigen Berliner am 3. August 1835 mit Pistolen und Feuerwerkskörpern durch die Straßen nach dem Thiergarten und Abends ging der beklagenswerthe Krawall auf dem Exercierplatz vor dem Brandenburger Thore los. — Ein paar Duzend Gensd'armen konnten mit der Volksmasse von ein paar Tausend Menschen natürlich nicht fertig werden, man mußte die bewaffnete Macht

zu Hilfe rufen, es entwickelte sich eine ebenso unpolitische Emeute, wie jetzt in Köln, und es setze blutige Köpfe.

Ein Pariser, der seit 1830 alle Revolutionen und Emeuten in der Hauptstadt Frankreichs persönlich erlebt, sprach die individuelle Ueberzeugung aus, daß es ohne das Einschreiten der uniformirten Polizei und Soldaten nie zu ernsthaften Emeuten kommen könnte. „Das Erscheinen einer Uniform ist immer das „Signal des Losbrechens“ sagt der Franzose, und die Erfahrung bestätigt allerdings, daß der Volksmuthwille, wie der ernste Volksunwille fast immer beim Erscheinen uniformirter, vom Volke besoldeter Menschen, ein bestimmtes Ziel seiner thatsächlichen Aeußerung erhält. Es gibt gar verschiedene Gründe, aus denen ein Mensch vor einem andern Respect hat. Man respectirt z. B. denjenigen, dem man Nahrung, Kleidung und Bildung verdankt, nicht aber den, dessen Nahrung, Kleidung und Wohnung man baar bezahlt. Man respectirt den, dem die Natur eine überlegene Macht des Geistes verliehen, auch den, der durch Muth, Klugheit und Todesverachtung den Feind des Vaterlandes besiegt; aber nicht den, der seine geistigen und körperlichen Vorzüge noch gar nicht bethätigt hat, und den man auf eigene Kosten erhält.

Das bekannte Raisonnement gegen die stehenden Heere und die nutzlosen Friedenssoldaten macht in solchen Augenblicken immer mit Erbitterung sich Luft und der gemeine Mann selbst denkt dabei über den Staatshaushalt nach. Zwar hört er, daß die enormen Summen, die ein Staat aufbringen muß (d. h. die von der Nation erhoben werden), um seine Armee zu besolden und zu erhalten, ja auch wieder im Lande verzehret würden. „Das Geld bleibt ja alles im Lande!“ Ja! und die frischen Arbeitskräfte von tausend und abertausend jungen, kräftigen Männern auch, aber in welcher Form? — als eine todte Materie! Geseht — sagt das Volksraisonnement — ein Gastwirth nimmt einen Menschen in sein Haus am ersten Tag eines Jahres und gibt ihm sogleich bei seinem Eintritt 1000 Mark. Der Mensch wohnt nun das ganze Jahr in dem Gasthof, und hat am Schluß des Jahres die 1000 Mark, die ihm der Wirth gegeben, in dem Gasthof selbst verzehret. Da hat der Wirth ein sauberes Geschäft gemacht, nicht wahr? Der Mensch hätte freilich für die 1000 Mark in dem Gasthof etwas thun, dem Wirth einen reellen Nutzen schaffen sollen, denn er war gesund und stark. Er hätte auch gern etwas gethan, aber es bot sich ihm das ganze Jahr auch nicht geringste Gelegenheit dar, etwas Anderes zu thun, als zu essen und zu trinken, seine Kleidung sauber zu halten, sich zu rasiren und auszuruhen. Zu Hause, im heimathlichen Dorfe, im Kreise seiner Familie hätte er allerdings nützen können, denn sein Vater ist todt, die Mutter alt und schwach und die Schwestern zu schwerer Arbeit nicht stark und geschickt genug; allein von dem weit entfernten Gasthof aus konnte er nichts für sie thun, er mußte dem Gastwirth die 1000 Mark zinslos wiedererstaten und seine frischen, brauchbaren Kräfte brach liegen lassen.

In Cöln findet am 3. August (auch der Tag stimmt mit dem des Berliner Tumults von 1833 überein) eine Kirmes statt, bei der man zu schießen und zu feuerverken pflegt, was allerdings auf Straßen und Plätzen einer starkbewohnten Stadt ein gefährlicher Unfug ist, den man mit Recht in engere Grenzen zurückweisen, oder besser, dem man ganz und gar steuern wollte. Zu diesem Zwecke stellte man am betreffenden Tage, in den betreffenden Straßen Polizei und Gensd'armerie auf. Wie nehmen an, daß diese Sicherheitswache in verständigster Form ihre Pflicht that, denn in einer amtlichen Proclamation vom 5. August heißt es: „Die Beamten, welche zur Handhabung der Ordnung aufgestellt waren, wurden ohne jeden zureichenden Grund insultirt;“ allein hätten sie insultirt werden können, wenn man sie an diesem Tage, der schon früher ähnliche Vorgänge herbeigeführt, gar nicht aufgestellt hätte? Da es erfahrungsmäßig war, daß an diesem bestimmten Tage unverständige und gesetzwidrige Dinge vorkämen, die bereits früher zwischen Uniformirten und dem Kirmespublicum zu unangenehmen Reibungen geführt, so wäre es gewiß praktisch gewesen, der Bürgerschaft die Aufrechthaltung der Ruhe für diesen speciellen Fall direct zu übertragen. Schießen und Feuerwerken in den Mauern einer bewohnten Stadt ist eine Kennerung des Unverständes, der man durch Verstand begegnen muß. Nun aber ist das Volk in allen civilisirten Staaten geneigt anzunehmen, daß der Verstand und der Sinn für Ordnung und Recht nicht ausschließlich in den Bajonnetten, Gewehläufen, Flintenkolben und Pallaschen sitzt, sondern daß Bürger, die mit Umsicht und Fleiß sich, ihre Familien und auch die Beamten ernähren, ebenfalls sehr gegründete Ansprüche auf Verstand, Sinn für Ordnung und Recht besitzen. Außerdem aber hat auch Niemand ein größeres Interesse Ruhe und Ordnung in einer Stadt erhalten zu sehen, als grade der Bürger, weil eben darauf der Schutz seines Eigenthums und seiner Familie basiert ist.

Warum sind in England ein paar Duzend Constablers im Stande, bei Volksversammlungen vieler Tausend Menschen die Ordnung zu handhaben; warum sind ein paar Universitätspedelle hinreichend ein paar Hundert Studenten in den Schranken des akademischen Gesetzes zu lenken? Weil jeder Engländer und jeder deutsche Student weiß, daß er sich durch thatständliches Auflehnen gegen das Gesetz, welches ihn in seinen eigenthümlichen Standesrechten gegen das Eingreifen einer äußerlichen, übermächtigen Gewalt, — gegen Säbelhiebe und Kugeln, — schützt, einer ersten Gefahr anheimgibt. Für einen so civilisirten, intelligenten Staat, wie Preußen, dürfte es daher wohl zeitgemäß scheinen, den Bürgern selbst die Aufrechthaltung der bürgerlichen Ordnung anzuvertrauen, und nur dann die Gewalt der Waffen anzuwenden, wenn die Gewalt der Bürger entschieden unzureichend erscheint.

H.

III.

Aus Wien.

Betrügereien. — Die Accise und das Volk. — Gerüchte. — Main-Donau-Canal.
— Dingelsteht. — Frankl. —

Ich habe Ihnen geflissentlich über den kleinen Bäckerrummel, der kürzlich hier in der Leopoldstadt vorgefallen ist nicht geschrieben, weil die Sache an und für sich viel zu unbedeutend war; der ganze Lärm dauerte keine Stunde, und als die Feuerspritze ankam, sei es nun, um die erhitzten Köpfe zu kühlen, oder um sie durch den Vorwand einer anderweitigen Feuersbrunst von diesem Plage wegzulocken, lief auch Alles auseinander. Die Handwerksgefallen, welche den Lärm bei dem Bäcker anfangen, und der Bäcker, dessen Geschäft als ein sogenanntes Polizeigewerbe dieser Jurisdiction untersteht, werden von dieser Behörde vernommen, und obgleich das Urtheil noch nicht bestimmt ist, milde wird es wohl kaum ausfallen, man ist diese Satisfaction dem Volke schuldig, das dieser Mann auf eine schändliche Art betrogen. Es fehlte an seinem Brode ungefähr der sechste Theil des Gewichtes, und zudem ist man bei dieser Gelegenheit, wo dann der Bürgermeister strenge Nachsichung über Maß und Gewicht bei den hiesigen Bäckern und Fleischern halten ließ, auch noch auf ein wohlorganisirtes System der Täuschung aller Aufsicht gestossen, indem manche Bäcker ein zweifaches Brod, ein ganz vollwertiges für den Fall einer Untersuchung und ein beträchtlich leichteres für den allgemeinen Verkauf backen. Daß sie das betreffende schwere Brod im Falle einer plötzlichen Untersuchung dem Commissar geschickt in die Hand zu spielen verstanden, ist natürlich, um so mehr, da sich auch unsere unteren Beamten auf solche praktische Handgriffe sehr gut verstehen. — Der Bäcker, den man auf so leichtem Ausbacken ertappte, war früher sogar Zunftvorsteher gewesen, wie mag es der Mann erst damals getrieben haben!

Seit man nun wieder gesehen hat, wie leicht aufregbar auch unser Volk in Sachen der Nahrungsmittel ist, man glaubte sie schon ziemlich an die seit Jahren immer zunehmende Theuerung gewöhnt — ist neuerdings wieder sehr viel von der Aufhebung der Accise die Rede, der verhaftesten Steuer, die bei uns besteht, und deren reiner Ertrag bei Weitem nicht in dem Verhältnisse zu dem dadurch immer mehr steigenden Mißvergnügen des Volkes ist. Die Accise bringt kaum mehr als $\frac{2}{3}$ dessen, was sie dem Volke kostet, dem Staate ein, die anderen drei Fünftel gehen für Besoldungen des dabei angestellten Personals und für Regie auf. Und wegen eines solchen unverhältnismäßigen Ertrages wird dem Lande eine Last aufgebürdet, welche, wie schon unzählige Male bewiesen wurde, am allermeisten den Armen drückt, weswegen dieser auch am allerersten gleich bereit ist, sich, wo er nur kann, Selbsthilfe zu verschaffen. Man würde gewiß jede andere Steuer gern und bei angemess-

seiner Vertheilung auch für den Staat einträglicher bezahlen, als grade diese Auflage, welche lähmend meist nur das Innere der kleinen Haushaltungen trifft. Dann tragen auch die bei diesen Acciseämtern Angestellten nicht wenig dazu bei, um diese Steuer so verhaßt als möglich zu machen. Meist den unteren, ja manchmal den untersten Klassen angehörend, wird er, sobald er eintritt und seine Uniform anzieht, ein kaiserlicher Beamter, und man muß diese Leute kennen, um zu wissen, was dieses Wort bei ihnen ausmacht. Sie werden dann sogleich, wie alle kleinen Beamten, bis auf das Ekelhafteste unterthänig gegen ihre Vorgesetzten, und bis auf das Neufferste grob gegen Alle, mit denen sie in Amtshandlung treten müssen, das arme Volk, meist die Weiber, läßt sich Alles von ihnen gefallen, weil es fast noch größere Schikanen fürchten muß, gegen welche es für den Armen keine Beschwerde, keine Appellation gibt, denn er weiß nicht, an wen sich wenden, und dann gibt ihm sein furchtsamer, aber praktischer Verstand schon die Lehre ein: es nützt ja ohnehin nichts, denn ein Beamter thut dem andern nichts!

Um die Mitte des Septembers beginnt der siebenbürgische Landtag, immer so ein Vorspiel und Vorläufer des ungarischen, und im November ist das große Jubiläumsfest der fünfzigjährigen Amtswürde des Palatins, da träumt man in gewissen Kreisen immer noch davon, der Palatin werde sein Amt niederlegen, es werde zur neuen Palatinwahl geschritten werden, und nach dem Rechte der Stände würden sie diesmal keinen kaiserlichen Prinzen, sondern einen bereits auch als Gelehrten vielgenannten hohen Cavalier wählen! Aber man thut sehr Unrecht viel auf solches Gerede, solche Gerüchte zu horchen, es ist in der Hauptsache so wenig Wahres daran, als an dem Gerede, welches bereits einige Tage hier circulirt, als würde der Erzherzog Ludwig seine Stellung — als Stellvertreter des Kaisers — niederlegen.

Das vielbesprochene holländische Schiff „Amsterdam en Weene“ ist nun seit Sonntag Vormittag auch in unseren Leopoldstädter Donau-Canal eingelaufen, und sah bei seiner Ankunft Tausende von Menschen auf den Kais verammelt. Die Franzensbrücke war mit Wappen, Guirlanden und Fahnen in den Farben Holland's, Baiern's und Oesterreich's geschmückt, von der Brücke aus glänzte ein großes Willkommen entgegen, und am Quai vor dem Zollhause war ein Zelt für die erwarteten und anwesenden Autoritäten aufgeschlagen. Es waren jedoch außer dem Niederländischen Gesandten und Consul sehr wenig Beamte zugegen, von hiesigen Hochwürdenträgern Niemand — man hatte davon gesprochen, daß ein Prinz und Baron Kübek das Schiff empfangen würden! Das Schiff ist in seinen Dimensionen sehr klein, aber zierlich gebaut, die Fracht wird bereits hier gelöscht. Viel Gewinn kann bei dieser Reise nicht heraussehen, denn das Schiff hat eine ziemlich starke Bemannung, nicht mehr als etwas über 900 Ctr. Ladung und ist bereits 51 Tage auf der Reise. Wenn der Donau-Main-Canal nicht größere Lasten tragen kann, so wird er nur innerhalb seines Kreises mit Vortheil befahren werden können; bei größeren Tonnen brauchen Schiffe so viel, als die

Fracht beträgt und können unmöglich dabei bestehen. Für uns selbst hat diese directe Verbindung der Nordsee mit dem schwarzen Meere um so weniger auffallende Vortheile, als wir einerseits für den Importhandel der Colonialwaaren Trieste viel näher, und für den Exporthandel nach dem Norden binnen Kurzem unsere fertigen Eisenstraßen haben werden.

Fragen Sie mich übrigens um Alles, nur nicht um Tagesneuigkeiten, die Hitze lähmt, erschläft Alles — es ist ein Schlaf der Ruhe. In dem nahen Baden befand sich Spindler auf der Durchreise nach Stalien. Heute ist die Nachricht hier eingetroffen, daß Dingelstedt, der bei Ludwig Döbler in Klosterbrunn sich seit einiger Zeit aufhält, dort sehr schwer erkrankt sei, und die Aerzte keine Hoffnung mehr geben. (?)

Ludwig August Frankl hat für die Uebersetzung seines Don Juan vom Kaiser einen prachtvollen Brillantring erhalten, man spricht von einem Werthe von tausend Gulden.

E. C. C.

IV.

W. A. Gerle.

Die Prager Moldau hat innerhalb drei Wochen zwei Opfer ver-
schlungen: einen Fürsten und einen Schriftsteller. Der Fürst (Johann
Rochefort) war Familienvater, Lebemann, reichbegütert, wohlthätig, bon
compagnon und an einem Denkmal und an Nekrologen werden es seine
Kinder, seine Standesgenossen und seine „Unterthanen“ (wie die öster-
reichischen Zeitschriften im ächten Robot- und Feudalstyl sich ausdrücken)
gewiß nicht fehlen lassen. Der Schriftsteller (W. A. Gerle) hingegen
war ein vereinzelt stehender alter Mann, Junggeselle, mit sehr bescheide-
nem Auskommen und in letzterer Zeit trübsinnig und zurückgezogen. Ihm
müssen daher seine Standesgenossen das kleine papierne Denkmal sehen,
was sein fürstlicher Schicksalsgenosse in Marmor und Gold finden wird.
Wir wollen uns keineswegs aus Weichheit und mißverständener Pietät
gegen einen Verstorbenen verleiten lassen Gerle's Verdienste zu über-
schätzen; in der Literaturgeschichte ist kein Platz für ihn. Aber die Ju-
gend, die um den freundlichen, aufmunternden, dienstbeflissenen alten
Mann großgewachsen ist, schuldet ihm einige Worte der Erinnerung. —

Es gab eine Zeit, wo Prag nur einen einzigen Dichter und einen
einzigsten Literaten hatte. Es war dies zu Ende der zwanziger Jahre,
wo die Fraction gegen die Josephinische Zeit ihren Culminationspunkt
erreicht hatte und wo Wissenschaft, Literatur, Kunst, kurz jede geistige
Bewegung unter dem Sirocco-Athem jener denkwürdigen kaiserlichen
Worte hinsiechten: „Ich brauch' keine Gelehrten, ich brauch' nur gute
Unterthanen.“ — Die Stadt, in der Huf und Hieronymus lehrten, die
Stadt, in welcher die ehrwürdige Mutter aller deutschen Universitäten sich
erhebt, die Hauptstadt des Landes, welche den geistigen Befruchtungsstock

der österreichischen Monarchie bildet, und unter allen andern Provinzen die meisten Capacitäten an Staatsmännern, Beamten, Gelehrten und Künstlern dem Staatsbedarf liefert, dieses tiefsinnige, hochgestimmte Prag das seitdem die Luft von Wien her etwas wärmer und milder weht, wieder raschen und kräftigen Anlauf genommen hat, lag damals todt und verkohlt wie von Lava verschüttet. Ein einziger Dichter sang einsam von der alten verfunkenen Herrlichkeit des Hradschin's: Karl Egon Ebert, ein einziger Literat repräsentirte noch das freie Wirken der schönen Literatur: W. A. Gerle. Wenn man die zahlreichen frischen Talente, die heute in Prag sich regen und drängen, überschaut, wenn man Namen nennen hört, die in so kurzer Zeit in Deutschland einen guten Klang sich erworben haben, wie Schuselka, Alfred Meißner, Moriz Hartmann, Wiesner, Rank, Seidlitz u. s. w. (der wichtigen czechischen Schriftsteller und Poeten gar nicht zu gedenken), so begreift man nicht, wie es möglich war eine so lange Reihe von Jahren hindurch auf so üppigem Boden, bei einer so ernstern, zum Sinnen und Denken geneigten Bevölkerung, alle geistige Vegetation total niederzuhalten. Wie Latour d'Auvergne der erste Grenadier Frankreichs, so war W. A. Gerle der erste Literat Prags — weil kein zweiter da war! Was Gerle leistete, steht ganz im Zusammenhange mit der Bildung des damaligen Prags, in welchem man alle Springsfedern der Nationalität und des geistigen Bewußtseins unterdrückte: kleine Novellen, Nachhall der romantischen Schule, belletristische, von politischen Anspielungen sorgfältig purifizierte Schilderungen böhmischer, censurgemäßer Vorzeit, Theaterstücke, nach Novellen bearbeitet, Theaterrecensionen für wiener Zeitschriften und für das Stuttgarter Morgenblatt, einige anonyme Theater-Polemik im „Komet,“ Planet, in der Mitternachtszeitung, Abendzeitung u. s. w. Was aber Gerle auszeichnete, das war seine Hinneigung zur Jugend, seine Interesse für jedes erwachende Talent. Es lebte in ihm die Ahnung einer kommenden Zeit und er fühlte sich gedrängt mit ihr im Zusammenhang zu stehen. Er wußte nicht, woher sie kommen werde, er hatte keine Ahnung von dem Inhalt, der sie füllen müsse, aber instinktmäßig trieb es ihn zu jeder jungen Pflanze, um ihr als Stab, daran sie sich aufranken könne, zu dienen und so gewissermaßen ein Theil von ihr, wenn auch nur ein ganz äußerer, zu werden. So entstanden die Compagnielustspiele, von denen er mehrere mit Uffo Horn, mit Dr. Lederer gemeinschaftlich schrieb, d. h. zu denen er den Stoff und die äußere Routine lieferte, zu welchen aber seine Mitarbeiter den modernen Inhalt, den Dialog und den eigentlichen Kern zollten. Der schönste Moment in Gerle's Leben war wohl der, als er mit Uffo Horn den Preis für das zweiactige Compagnielustspiel „die Vormundschaft“ gewann. Er betrachtete Horn als seinen Sohn, als den Sproßling seiner Lenden und es war rührend anzusehen, mit welcher Zärtlichkeit der alte sechszigjährige Mann den jungen zwanzigjährigen Mitarbeiter überhäufte. Um so tiefer war er erschüttert, als nach der heißersehnten Aufführung am Burgtheater die Kritik den abgedroschenen Stoff der Preispièce heftig getadelt, dem frischen Dialog aber Lob gespendet hatte, der unbekannte Sohn plötzlich das Geheimniß der Erzeugung verrieth und die Er-

findung, den Stoff, seinem hochbetagten Genossen zuschob und für sich den Dialog als ausschließliches Eigenthum in Anspruch nahm. Dies war ein herber Stoß für das Herz des alten Mannes. Aber es spricht eben für den reichen Fond seiner Gutmüthigkeit, daß er sich dadurch doch nicht in seiner Hinneigung zu der Jugend stören ließ, ein Verdienst, das um so größer ist als damals ein anderer Professor der Aesthetik, Herr Müller, als pythischer Gott seine Drakesprüche in dem einzigen Prager literarischen Blatte (Bohemia) ertönen ließ und gegen alle Bestrebungen der heranwachsenden Jugend wüthete und menzelte. Die in diesem Prokrustesbette des Professors Müller Gemißhandelnden fanden dann immer in den Correspondenzbädern des Professors Gerle Hilfe und Balsam für ihre verstümmelten Gliedmaßen, und ein auswärtiges Blatt sprach bald darauf dem jungen Verzweifelnden wieder Muth zu.

Eine Schwäche des guten Gerle bestand darin, daß er seinen Namen gern gedruckt und citirt sah. Dies war fast krankhaft bei ihm und steigerte sich mit den Jahren. Da sich nicht oft Gelegenheit zur Erfüllung seiner Wünsche bot und eine Zeit lang die Correspondenzen aus Prag in deutschen Zeitschriften fast ausschließlich von ihm besorgt wurden, so bediente er sich dieser als Mittel, um seinem unschuldigen Gelüste genug zu thun. So z. B. schrieb er für die weiland Mitternachtzeitung Correspondenzen unter dem Pseudonym Hanswurst. Dieser Hanswurst griff nun Professor Gerle in Prag wegen irgend einer Kleinigkeit an, (natürlich so, daß es nicht weh that) und wollte nun diesen Namen durch 20—30 Zeilen fort. Darauf nahm sich der Prager Correspondent der Abendzeitung, welches eben wieder unser wohlbekannter Freund war, des verfolgten Gerle an und sprach wieder ein oder zwei Spalten lang gegen den Hanswurst, der übrigens dabei auch nicht allzuhart wegkam. Hierauf kam die „Wiener Zeitschrift“ und übernahm das versöhnliche Amt des Schiedsrichters zwischen den beiden Parteien und that dies um so gewissenhafter, als der Herr Schiedsrichter höchst theilhaftig in der Sache war. — Später gab dann Hanswurst zu diesem versöhnenden Ausspruch seine Einwilligung und die Abendzeitung machte gleichfalls ihren Frieden. So ging es immer fort und uns jungen Gelbschnäbeln machte es immer den größten Spaß, wenn wir allwöchentlich bei der Ankunft des Zeitschriften-Packets in Prag irgend einen neuen Zug in dem kindischen Spiele des alten Herrn (der natürlich daraus das größte Geheimniß machte) aufstöberten. Ein fetter Bissen für uns waren eines Morgens die Briefe eines Reisenden über Prag, die im Leipziger „Komet“ abgedruckt waren. Für dieses Blatt hatte nämlich der alte Professor gleichfalls Jahre lang Correspondenzen geschrieben, und „Gerle's Abenteuer einer Neujahrsnacht“, „Gerle's letzter April“, Gerle's und Uffo Horn's Vormundschaft“ waren bereits so unzählige Male darin vorgekommen, daß die Sache dem Einsender selbst gefährlich schien. Die Correspondenz nahm also plötzlich die Form des Tagebuchs eines Fremden an, der Prag besucht. Dieser Fremde kaufte sich gleich in der ersten Spalte als Guide de Voyage „Gerle's Beschreibung von Prag“ und schlug

nun von je zwanzig zu zwanzig Zeilen in seinem „Gerle's“ nach. Auf der vierten Spalte bedauerte er, nicht „Gerle's Abenteuer einer Neujahrsnacht“ aufführen sehen zu können, da man dieses treffliche Lustspiel schon zu oft gegeben, tröstete sich aber mit der Hoffnung „Gerle's und Uffo Horn's Vormundschaft“ sehen zu können. Auf der achten Spalte endlich bedauert er, daß, nachdem er sämtliche Comitäten Prag's bereits kennen gelernt hat, es ihm doch nicht gelingen konnte den Schriftsteller „Gerle“ zu Gesichte zu bekommen; auf der neunten Spalte macht er noch immer Versuche „Gerle“ zu sehen und auf der zehnten reißt er richtig ab, ohne „Gerle“ kennen gelernt zu haben. Der Unglückliche!

Dies Spiel mit sich selbst, das bei andern Gelegenheiten nicht scharf genug zu verdammen wäre, ist hier harmlos zu nehmen, da es eben nur unwichtigen Dingen galt. Es war das unwillkürliche Aufraffen eines alten Mannes, der fühlt, daß seine Zeit um ist und daher alle Anstrengungen macht, um nicht in Vergessenheit zu gerathen, um über dem Wasser sich aufrecht zu erhalten. Doch hat ihn das Schicksal erreicht und das Tragische dabei ist, daß er dies gefühlt und deshalb der Verzweiflung und dem Wahnsinn verfiel. In Mitte einer ganz neuen Generation, deren Streben ein von der frühern Zeit so verschiedenes ist, fühlte sich der alte Literat, der früher der erste Grenadier, der erste Schriftsteller Prag's war, vereinsamt und beseitigt; mancher grüne Baum wuchs neben ihm auf, dessen Wurzeln er nicht begriff. Vergebens stürzte er sich von Neuem in Mitte dieser Jugend, die jetzt in Prag theils für, theils gegen die wiedergefundene Nationalität kämpfte, sie sahen ihn befremdet an, wie ein Gespenst, das den Hahenschlag überhört hat und bei lichtem Tag umherwandelt. — Das fühlte er und nahm sich's zu Herzen und wurde tiefsinnig und floh die Menschen. Und in einer finstern Nacht, wo die Verzweiflung über seine Leere sein Herz mit ihren spitzesten Krallen erfaßte, da raffte er sich auf und stürzte hin zu der Moldaubrücke, von deren Höhe er den geliebten Heimathsstrom zweiundsiebzig Jahre gleichmäßig hinrauschen gesehen; es war noch immer derselbe, seine blauen Wellen waren die einzigen, die sich gleichgeblieben in dieser wandelbaren Welt — es war der alte wohlbekannte Jugendfreund noch, und mit einem Sprunge warf er sich in seine Arme.

Er war kein Selbstmörder — die Zeit hatte ihn getödtet! Die Zeit und jenes Princip, das keine Gelehrten, sondern nur gute Unterthanen brauchte, in diesem Princip faulten die Geister wie die alten Bäume, die man den Strom hinabschwemmt. Gehörig gepflanzt, hätten sie noch lange Schatten gegeben, und hätten zuletzt immer noch als Bauholz, statt als Küchenholz geendigt.

J. Kuranda.

Notizen.

Selbstmörder und Königsmörder.

Ein geistreicher Arzt, Prof. Kasper, hat in einem unlängst erschienenen Buche nachzuweisen gesucht, daß der Glaube, es wohne manchem Menschen eine besondere Feuerlust, ein besonderer Brandanstiftungstrieb (Pyromanie) inne, ein wahrer Gespensterglaube sei. Er erzählt aus seiner langen Praxis eine Menge von Fällen auf, in denen die Brandstifter immer durch ein persönliches Motiv, nicht aber durch eine Monomanie zu ihrem Verbrechen getrieben worden waren. An diesen Auffassungen erinnerte ich mich, als dieser Tage die Nachricht von dem neuen wahnsinnigen Attentate gegen Louis Philipp anlangte. Der Zufall wollte, daß an demselben Tage die Berliner Stadtchronik wieder von einem jungen Mädchen erzählte, welches sich auf der Potsdamer Eisenbahn unter die Räder der Locomotive stürzte, um sein Leben zu enden. Seit wenigen Wochen ist dies der zehnte Selbstmord dieser Art, so wie innerhalb von zwei Monaten das zweite Attentat gegen Louis Philipp stattfand. Dieses Zusammentreffen frappirte mich. Wie kommt es, daß in Paris, die Idee auf den König zu schießen, sich so oft aus den verschiedensten Motiven wiederholt? Wäre es blos politisches Motiv, so ließe sich's erklären, allein der Eine will eine Privatrache ausüben und wählt statt Montalivet den König sich aus, der Andere will zum Tode verurtheilt werden und weiß kein besseres Mittel als sein Pistol nach dem König zu richten? Und ebenso könnte man fragen, warum in einer und derselben Stadt eine Reihe von Selbstmördern grade eine und dieselbe Todesart sich wählen, die schauerhafteste von allen? Sollte es nicht franke Ideen geben, die ebenso ansteckend sind wie Nervenfieber und Masern? Ich glaube, grade das Schauerhafte der That entflammt, reizt und peitscht die Phantasie auf, und wenn einmal eine solche fieberhafte Idee sich irgendwo festgesetzt hat, und wenn die Erzählung davon die Gemüther von Tausenden aufregt, so setzt sich ihr Miasma leicht in irgend einer krankhaften, reizbaren Einbildungskraft fest und kämpft und bohrt so lange, bis das Individuum grade durch den Widerspruch, den ihm seine Vernunft macht, zur Leidenschaft, zum Delirium getrieben wird.— So begreifen wir auch den Trieb des Brandstifters, der das furchtbare Schauspiel der auflodernden Flamme wochenlang vorher im Geiste sieht. So begreifen wir den Königsmörder, der die ungeheuren Folgen, die tumultuarischen Massen, das feierliche Pairsgewicht wie ein Visionär mit sich herumträgt, so begreifen wir endlich das arme Mädchen, auf die der feuerprühende, riesige Dampfer eine dämonische Anziehungskraft ausübt. Dieser Dämon, der eine erhitzte Phantasie grade zu dem Gräßlichsten am allerersten treibt, ist eines der dunkelsten Räthsel der menschlichen Seele.